

Über Mädchen und Mathematik, Prinzessin Diana und New Economy: Christina Schachtner im Gespräch mit Valerie Walkerdine

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

(2001). Über Mädchen und Mathematik, Prinzessin Diana und New Economy: Christina Schachtner im Gespräch mit Valerie Walkerdine. *Journal für Psychologie*, 9(2), 73-81. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28416>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Person und Wissenschaft

Über Mädchen und Mathematik, Prinzessin Diana und New Economy¹

Christina Schachtner im Gespräch mit Valerie Walkerdine

JfP: In deinem Buch »Counting Girls Out« entwickelst du die These, daß Subjektivitätsideale als Produkt sozialer Praktiken, Wissensformen und Institutionen entstehen. Ich würde gerne mit dir über diese These sprechen.

WALKERDINE: Zu der Zeit, als ich begann, die mathematischen Leistungen von Mädchen zu erforschen, wurde die These diskutiert, daß Mädchen keine guten mathematischen Leistungen erbringen könnten. Es wurde behauptet, Mädchen könnten nicht mathematisch denken. Tatsächlich wurden all die mathematischen Leistungen, in denen Mädchen gut waren, als nicht so wichtig betrachtet wie die Leistungen, in denen Jungen gut waren. Ich wollte verstehen, wie es kam, daß die Leistungen von Mädchen unterbewertet wurden. Was bedeutete die Unterbewertung, wenn über sie im Kontext eines Diskurses nachgedacht wird, durch den das Verhältnis zwischen dem Weiblichen und der Mathematik sowie das Verhältnis zwischen dem Femininen und dem Rationalen verstanden werden kann? Es war nötig, die Frage als Teil der historischen und diskursiven Produktion weiblicher Subjektivität zu betrachten.

Ich habe meine Perspektive aus der Tradition der europäischen Sozialtheorie heraus entwickelt, insbesondere aus dem französischen Poststrukturalismus, der versucht, sich von einem essentiellen psychologischen Subjekt zu lösen. Das, was wir Subjekt oder Subjektivität nennen, konstituiert sich nach Foucault in der Relation zwischen Macht und Wissen. Ich richtete meinen Blick auf das Verhältnis von Macht und Wissen, um das Verhältnis von Weiblichkeit und Mathematik zu verstehen. Ich ging den historischen Diskursen nach, welche die sozialen Alltagspraktiken formten, durch die

Mädchen in den Klassenräumen »als Subjekte produziert« werden. Ich analysierte die enge Beziehung zwischen dem Verhältnis von Wissen und Macht und dem, was es heißt, ein Mädchen oder ein Junge in einem Klassenraum zu sein. Es ist wichtig anzumerken, daß Foucault dieses Problem niemals empirisch behandelt hat; er setzte sich mit den Fragen des Subjekts aus einer theoretischen und historischen Perspektive auseinander. Daher war es etwas riskant, danach zu fragen, wie wir die gegenwärtige Konstitution von Subjektivität zu verstehen haben und wie die Beziehung zwischen der diskursiven Konstitution und der Produktion von Subjektivität durch soziale Praktiken zu sehen ist.

JfP: Wie bist du auf dieses, den Mathematikunterricht dominierende Subjektivitätskonzept gestoßen?

WALKERDINE: Du meinst die im Verhältnis zwischen Mädchen und Mathematik zum Tragen kommende Subjektivität? Nun, ich fand heraus, daß es nicht stimmte, daß Mädchen nicht rechnen konnten - das war eine lächerliche Verallgemeinerung - die Sache war die, daß alles, was Mädchen konnten, als nicht ausreichend betrachtet wurde. Um das zu begreifen, müssen wir die historische Konstitution der Wahrheiten über Mädchen und über Mathematik betrachten und die Art und Weise verstehen, wie sich diese Wahrheiten überschneiden.

Vorausgesetzt, wir behaupten weder, daß »die Wahrheit« über die Leistungen von Mädchen eine essentielle Wahrheit über Weiblichkeit ist, noch, daß das Weibliche seinem Wesen nach irrational ist, dann gilt es zu verstehen, wie solche »Wahrheiten« in pädagogischen Praxisfeldern die Urteile über die Leistungen von Mädchen beeinflussen. Sie führten dazu, nur bestimmte

mathematische Leistungen anzuerkennen. Tatsache ist, daß Mädchen zeigen konnten, daß sie extrem gut waren, aber es gab immer ein Argument, das ihre Leistungen für nichtig erklärte. Ich fand dies beeindruckend, ärgerlich und ziemlich unglaublich. »Oh, es ist nur Kalkulation!« oder »sie folgen nur den Regeln« oder »sie arbeiten einfach hart« - es gab immer einen Weg, die Leistungen der Mädchen zu relativieren. Es schien mir, daß du auf die Erklärungen und auf die Konstitution dieser Erklärungen schauen mußt, bevor du die Beziehung zwischen den Erklärungen und dem, was gegenüber Mädchen passierte, was mit Mädchen passierte und dem, was Mädchen tatsächlich machten, identifizieren kannst.

JFP: Siehst du einen Zusammenhang zwischen den Subjektivitätskonzepten innerhalb und jenseits der Mathematik?

WALKERDINE: Ja, weil es sich um die allgemeine Konstitution des Weiblichen, des Männlichen, des Rationalen und des Irrationalen handelt. Es trifft das Herz der westlichen Subjektkonzeptionen und insbesondere die in der Folge der Aufklärung entstandene Idee von einem zivilisierten Subjekt als einem rationalen Subjekt. Es ist eine allgemeine Frage, obwohl ich sie in einer sehr spezifischen Weise betrachtet habe.

JFP: Hat das von dir beschriebene dominierende Subjektideal auch Konsequenzen für unterschiedliche ethnische Gruppen?

WALKERDINE: Ich denke, daß es auch für unterschiedliche ethnische Gruppen Konsequenzen hat, die damit zusammenhängen, daß angenommen wird, der »zivilisierte Mann« sei aus einer Umwandlung des menschlichen Tiers in ein zivilisiertes rationales Wesen hervorgegangen. Diese Auffassung korrespondierte mit der Behauptung, derzufolge zu den sog. Primitiven neben Kindern und Frauen die Eingeborenen in den Kolonien zählen. Ich glaube, daß ethnische Gruppen durch die Praktiken und Diskurse des Kolonialismus und des Imperialismus auf andere Weise als Mädchen

konstituiert wurden. Nichtsdestotrotz erfahren die Ureinwohner(innen) der Kolonien dieselbe argumentative Behandlung. Die Hierarchie zwischen den Primitiven einerseits und den Zivilisierten und Rationalen andererseits erklärt die Konstitution bestimmter ethnischer Gruppen.

JFP: Du hast dich auch mit der Psychologie der Massenmedien beschäftigt. Welche Rolle spielen Massenmedien wie das Fernsehen für die Konstitution von Subjektivität?

WALKERDINE: Nun, ich war an dem Verhältnis zwischen dem Aufkommen der Massenmedien, der Konstruktion des Subjekts und dem Aufkommen der Sozialpsychologie als einer Disziplin interessiert. Vor wenigen Jahren arbeitete ich in der British Library und schaute in die ersten sozialpsychologischen Schriften, die in englisch veröffentlicht wurden. Es war sehr interessant. Es war deshalb eine sehr interessante Übung, weil es nicht viele Schriften gab, die wenigen aber bezogen sich alle auf dieselbe Arbeit - auf das Werk von Gustav Le Bon über die Masse. Le Bon war ein französischer Royalist, der einige hundert Jahre nach der französischen Revolution lebte. Er machte eine Reihe europäischer Ideen über die spezifische Sensibilität und Überempfindlichkeit von Menschenmengen populär. Die behauptete Beeinflußbarkeit und Überempfindlichkeit einer Menschenmenge widersprach der Vorstellung von einem zivilisierten Mann mit einem rationalen, geschlossenen Ego, das gegen eine solche Beeinflussung immun ist.

Ich bemerkte außerdem die Art und Weise, in der Freud in einigen seiner Werke in den 20er Jahren Le Bons Idee aufgriff. Was auf der einen Seite zu einer Sozialpsychologie der Gruppe und auf der anderen Seite zu Freuds Verständnis der Psychoanalyse von Gruppen wurde, beginnt damit, daß Le Bons Arbeiten aufgegriffen wurden. Man kann es am Beispiel der Frankfurter Schule sehen und in dem Ansatz, der als 'Uses-and-Gratifications-Theorie' bekannt ist. Das

Thema Medien wurde als Thema der Massenmedien begriffen, für das es ein Massenpublikum gab, und dieses Massenpublikum wurde in einer ähnlichen Weise angesehen wie Le Bons Menschenmenge. Das heißt, sie waren potentiell übermäßig beeinflussbar, sie waren potentiell zu empfänglich für die Medienbotschaften, und daher wurde die Gefahr einer irrationalen Beeinflussung gesehen. Auch in der Gegenwart sind solche Befürchtungen und Diskurse im Umlauf, z. B. in Form von Bedenken in bezug auf Computer, Videospiele und Gewalt. Nicht notwendig werden die Medien selbst als Problem angesehen, das Problem sind die Individuen, die instabil sind. Dagegen steht das rationale stabile Individuum, das gegen mediale Beeinflussung immun ist.

JfP: Was bedeutet das für Mädchen und Frauen?

WALKERDINE: Das ist eine gute Frage - z. B. sind die Auseinandersetzungen oder das Interesse in bezug auf Kinder polarisierter geworden. Sie hängen mit zwei Themen zusammen, mit Sex und mit Gewalt, die die Geschlechter spalten. Die Überlegungen zur Gewalt befassen sich fast gänzlich mit Männlichkeit, mit Jungen; die Überlegungen bezüglich Sex betreffen meistens Mädchen. Das Interesse am Einfluß der Medien bezieht sich auf die sexualisierte Darstellung von Mädchen. In einigen Untersuchungen, die ich über junge Mädchen und Popkultur anstellte, erforschte ich den von den Medien und der Popkultur favorisierten Blick auf kleine Mädchen. Er ist erotisch kodiert, gleichzeitig wird geleugnet, daß er erotisch kodiert ist. In den Werbungen, die ich mir anschaute, es waren britische Werbungen, verkauften kleine Mädchen alles, vom Volkswagen bis zum Joghurt. Ich betrachtete drei Anzeigen, insbesondere eine Anzeige für Volkswagen, eine für Yoplait Joghurt und eine für Kodak Gold Filme. Alle porträtierten kleine Mädchen auf dieselbe Art und Weise. Sie hatten lange blonde Locken und waren sehr verletzlich, aber

auch sehr erotisch. Sie waren einem erotisierenden Blick ausgesetzt. Das kleine Mädchen wurde aber auch deshalb ausgewählt, weil es etwas Unschuldiges repräsentierte, so daß eine Vermischung von Erotisierung und Unschuld entstand, die in diesen Werbungen dazu benutzt wurde, das angebotene Produkt zu verkaufen.

Zur selben Zeit gab es einen Diskurs über Kindesmißbrauch, einen Diskurs über den Schutz kleiner Kinder vor einer zudringlichen Sexualität Erwachsener. Die Medien wurden in gewisser Weise als verantwortlich für die sexuelle Belästigung von Kindern durch Erwachsene betrachtet. Dennoch gelang es dem Diskurs nicht, die unglaubliche Komplexität von dem zu untersuchen, was vor sich ging. Ich sah Fernsehsendungen, in denen kleine Mädchen Popsongs sangen, die Gegenstand einer bemerkenswerten Auseinandersetzung in den Medien über die Vorstellungen Erwachsener zur Sexualität kleiner Mädchen wurden. Doch gleichzeitig gab es, soweit ich es mitbekommen habe, keine spezielle Auseinandersetzung zu Mädchen in der Werbung, und obwohl das kleine Mädchen in gewisser Weise zu einem allgegenwärtigen erotischen Objekt wurde, wurde darüber geschwiegen. Es gab eine Debatte über Medien und Erotisierung, die nicht mitzubekommen schien, daß die Erotisierung viel verbreiteter ist, daß sie ein zentraler Bestandteil unserer Kultur ist und sich nicht nur in einer bestimmten Fernsehsendung zeigt. Ebenso wenig wurde in der Auseinandersetzung erkannt, daß diese Diskurse in der Tendenz sehr polarisiert geführt wurden. Es waren entweder Diskurse über Mißbrauch - das Aufzwingen einer ungewollten Erwachsenensexualität, besonders einer männlichen Erwachsenensexualität - oder es war ein psychoanalytischer Diskurs, der häufig im Gegensatz dazu versuchte, kleinen Mädchen eine eigene problematische Sexualität zuzuschreiben.

JfP: Steht die Erotisierung kleiner Mädchen

in den Massenmedien nicht in Widerspruch zur Idealisierung des rationalen Subjekts?

WALKERDINE: Absolut, und ich bemerkte, daß viele Diskurse das Mädchen so konstituierten, daß sie entweder eine potentielle Frau war, oder sie wurde in eher pädagogischen Diskursen zur Mutterfigur. Aber das Mädchen wurde nicht als rational präsentiert, weil das im Widerspruch zu dem Diskurs von Weiblichkeit stand. Ich bekam den Eindruck, daß kleine Mädchen, ähnlich wie Frauen, in keinem Fall gewinnen konnten: Ihnen wurde einerseits nicht erlaubt, rational zu sein, andererseits wurde ihnen vorgeworfen, sie seien irrational.

JFP: Welche Funktion hat die mediale Erotisierung von Mädchen in einer Gesellschaft, die einen Widerspruch zwischen Rationalität und dem sog. Weiblichen behauptet?

WALKERDINE: Es bedeutet, daß das Mädchen und die Frau immer als ein Problem für die rationale Organisation der Gesellschaft verstanden werden. Wenn wir Demokratie als durch ein rational konstituiertes Subjekt funktionierend imaginieren, das eine moralische und politische Ordnung schafft aufgrund seines eigenen freien Willens, dann werden im Vergleich dazu Mädchen und Frauen immer als ein Problem konstituiert, weil sie dieses Subjektideal nicht erreichen dürfen. Die diskursive Konstitution des Weiblichen hat die Funktion, daß »Frauen Beschützerinnen und Bewahrerinnen des Irrationalen« sind. Weiter ist zu sehen, daß Mädchen und Frauen zwar als wissend oder als rational gesehen werden, aber sie eine unglaublich wichtige Rolle dafür spielen, das Rationale zu erhalten, das Rationale zu ernähren und zu pflegen und die männliche Rationalität zu beschützen, um sie zu ermöglichen, indem sie für das andere stehen. Ihre Aufgabe ist, das Irrationale zu bewachen und zu erhalten für das Rationale.

JFP: Inwieweit ist das rationale Subjekt geeignet, mit den Problemen der Gegenwart fertig zu werden?

WALKERDINE: Ich arbeitete vor kurzem an einem Thema, das zwei Ausgangspunkte hatte. Ein Ausgangspunkt waren die Fragen, die in Großbritannien um den Tod von Prinzessin Diana aufkamen, und der zweite war die Globalisierung der Wirtschaft und die Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt. Ich würde gerne erklären, wie das rationale Subjekt mit diesen beiden Ausgangspunkten zusammenhängt. Zu den Geschehnissen in Großbritannien im Zusammenhang mit dem Tod von Prinzessin Diana gehörte ein unglaublicher Gefühlsausbruch. Ich war zu dieser Zeit in London, und die Art und Weise, wie die Menschen Blumen brachten, ihre Trauer zeigten, kleine Schreine im Garten von Kensington Palace aufbauten, Kerzen anzündeten, Gedichte schrieben, war wirklich sehr außergewöhnlich. Und natürlich zog es viel Aufmerksamkeit der Briten auf sich, daß Männer in der Öffentlichkeit weinten. Ich erinnere mich an eine Fernsehdokumentation, bei der ein Mann sagte: »Ich habe beim Tod meines Vaters nicht geweint, aber ich weine um Prinzessin Diana.«

In den Medien wurde diskutiert, daß dieser Gefühlsausbruch die Eröffnung des »neuen Großbritannien« symbolisiere. Er traf zusammen mit der Wahl von Tony Blairs Labour Regierung, und ich denke, es wurde wahrgenommen, daß in Großbritannien unter der konservativen Regierung etwas unterdrückt worden war. So gab es scheinbar »neue Männer«, denen zum ersten Mal erlaubt war, zu weinen. Aber ich spürte, daß es da noch etwas anderes gab. Und dieses andere war, daß das Weinen und die Verzweiflung nicht mit den 18 Jahren konservativer Ordnung in Großbritannien zusammenhingen, die aus meiner Sicht natürlich sehr schrecklich gewesen waren. Das Weinen hing vielmehr zusammen mit einer Reihe von Transformationen, die nicht nur in Großbritannien stattfanden, sondern in der ganzen westlichen Welt. Es handelt sich um den Niedergang dessen, was die traditionelle Arbeiterschaft oder der traditionelle

Arbeitsmarkt gewesen war. Dieser Niedergang war in Großbritannien besonders sichtbar, aber er war auch im restlichen Europa, in Nordamerika und Australien festzustellen. Die produktiven Teile der Ökonomie wurden zurückgefahren und durch den Dienstleistungs- und Kommunikationssektor globaler Technologien ersetzt. Das bedeutete auch eine Transformation von Männlichkeit und führte insbesondere zu einer Infragestellung von Männern, die die meiste Zeit in Fabriken gearbeitet hatten, von Männern der traditionellen Arbeiterklasse.

Diese ökonomischen Veränderungen waren besonders für Männer und ganz besonders für Männer der Arbeiterklasse bedeutsam. Männer, die in Fabriken gearbeitet hatten, orientierten sich an den Vorstellungen von Männlichkeit, die sich an einen bestimmten männlichen Körper knüpften, und zugleich standen sie in Beziehung zu einer Rationalität, die sie mit der Mittelklasse verband. Es gab unfaßbare Verluste für Männer dadurch, daß sich die alten Daseinsformen sehr schnell auflösten und durch Arbeitsformen ersetzt wurden, die als weiblich galten - Arbeit in der Dienstleistungsindustrie z. B. Arbeit in Call Centres, in denen die Leute Telefonverkäufe tätigen und ähnliche Beschäftigungen, häufig schlecht bezahlte Teilzeitarbeit. Es gab Debatten über die »Feminisierung der Wirtschaft«, über die Notwendigkeit, daß Managementpraktiken weiblicher werden mußten. Männer wurden mit einer Zukunft konfrontiert, auf die sie nicht vorbereitet waren und von der sie nicht wußten, wie sie mit ihr umgehen sollten. Dagegen waren Frauen im Vergleich schon eine lange Zeit darauf vorbereitet, sowohl einen Platz in der Wirtschaft einzunehmen als auch in der Familie, sie waren vorbereitet, mit den Widersprüchen von Rationalität und Irrationalität, von Öffentlichkeit und Privatheit umzugehen. Aber nichts hat die Männer vorbereitet, überhaupt nichts. In den letzten Jahren gab es eine Reihe von Medienporträts, die die Schwie-

rigkeiten gezeigt haben, denen Männer gegenüberstehen, weil sie nicht fähig sind, emotional mit diesen enormen Veränderungen umzugehen. Ich glaube, das bekannteste Beispiel dafür ist der britische Film mit dem Titel »The Full Monty«. Ich weiß nicht, ob er in Deutschland lief, aber es ging um eine Gruppe von Stahlarbeitern in Sheffield. Sheffield ist eine Stadt in Nordengland, die in den 70er Jahren bekannt war für ihre Stahlwerke. Als diese Stahlwerke schlossen, zeigte es sich, daß die Arbeiter, die ihre Arbeitsplätze verloren hatten, nicht wußten, wie sie mit der New Economy umgehen sollten. Sie entdeckten, daß Frauen ein zahlendes Publikum für eine Truppe männlicher Stripper, den Chippendales, wurden, und so beschlossen sie, daß sie vielleicht so ihr Leben bestreiten könnten. Es ist eine faszinierende Komödie, weil die Männer versuchten, sich selbst in ein Objekt der weiblichen Begierde zu transformieren aufgrund ihres Wissens, daß die Frauen wirtschaftliche Macht haben und sie selbst nicht. Der Film demonstriert, daß sich viele Männer Fragen über das Irrationale, die Gefühlswelt stellen müssen, die von Frauen innerhalb einer rationalen Ökonomie aufbewahrt wurde. Die wirtschaftlichen Veränderungen sind tiefgreifend; sie erfordern, die Konsequenzen ökonomischer Transformationen für Weiblichkeit und für Männlichkeit zu thematisieren.

JFP: Sind die Gefühle, die Männer angesichts des Todes von Diana zeigten, Zeichen für die Erosion des vorherrschenden Subjektideals?

WALKERDINE: Das ist schwierig zu sagen - ich denke, viele Leute würden es gerne als ein Zeichen für einen neuen Mann betrachten, aber ich bin skeptisch, ob man in dieser Hinsicht optimistisch sein kann. Ich sehe es tatsächlich eher als ein Zeichen einer unglaublichen Verwirrung, einer Reihe von Verwirrungen und Widersprüchen, denen Männer ausgesetzt sind und die sie sehr beunruhigen. Es ist ein Anzeichen für ein Problem, auf das wir achten müssen. Es hat

noch nichts mit einer neuen, empfindsamen Männlichkeit zu tun. Es kann sich manchmal als das genaue Gegenteil manifestieren, z. B. als die Rückkehr einer sehr harten Männlichkeit, die sich ihrer selbst vergewissern muß, gerade weil sie unter Druck geraten ist.

In einigen der Auseinandersetzungen insbesondere in pädagogischen Diskussionen, wird anerkannt, daß Jungen, bestimmte Jungen, nicht besonders gut in der Schule sind und eine schwere Zeit haben, aber dies wird dann den Mädchen vorgeworfen. Es ist sehr auffällig, daß wir uns von einer Position wegbewegt haben, mit der wir das Interview begonnen haben, derzufolge Mädchen als das Problem betrachtet werden, weil sie nicht rational handeln können. Im Jahr 2000 sind sie immer noch das Problem, weil sie irgendwie ein Problem für Jungen darstellen. So haben wir jetzt Diskussionen darüber, ob die Klassenräume zu weiblich sind, oder darüber, daß die Lernstile, mit denen bestimmte Fächer vermittelt werden, zu weiblich sind, oder daß Mädchen heute zu gut sind. Es ist ziemlich interessant, wie das, was eigentlich ein Problem für Männlichkeit ist, immer noch auf den Kopf gestellt wird und als ein Problem des Weiblichen oder manchmal als ein Problem des Feminismus behauptet wird, als ein Problem, das durch den Feminismus produziert wurde. Ich weiß nicht, ob diese Diskussion auch in Deutschland stattfand, aber ich habe sie deutlich in Großbritannien wie auch in Australien mitbekommen. Sie war begleitet von einem Boom an Forschungsprojekten, die sich auf Jungen und die Probleme von Jungen konzentrierten, in die Mädchen und Frauen verwickelt waren. JfP: Welche Kompetenzen benötigen die Subjekte, um die gesellschaftlichen Umbrüche zu bestehen und sich selbst weiterzuentwickeln?

WALKERDINE: Auch das ist eine schwierige Frage. Betrachten wir die Arbeit eines Soziologen wie Anthony Giddens. Er hat diese

Idee, daß ein Subjekt erforderlich ist, das Flexibilität akzeptiert, das mit Risiken umgehen kann, das Veränderungen akzeptiert und autonom ist. Über dieses Subjekt hat die Psychologie schon immer geredet. Es ist nichts Neues. Und es trifft psychologisch nicht das, um was es mir geht, wenn ich über die Verlusterfahrungen von Männern spreche. Es ist, als ob das rationale, einheitliche Subjekt wiedergeboren werden mußte in Gestalt des unendlich flexiblen autonomen Arbeiters. Vergessen ist die unglaublich diskursive und psychologische Arbeit, die dafür benötigt wird, sich selbst als dieses Subjekt zu produzieren. Das rationale Subjekt ist nicht naturgegeben. Seine Produktion erfordert ein enormes Maß an Arbeit, und diese Arbeit macht die Bedeutung des Sozialen vergessen; sie verdrängt Machtfragen und Fragen von Emotionalität und Irrationalität. Wenn du danach fragst, welche Fähigkeiten gebraucht werden, bekomme ich Schwierigkeiten ...

JfP: Ich könnte auch fragen, wie müßte eine zukunftsorientierte Subjektivität aussehen?

WALKERDINE: ... nun, ich denke, daß Anthony Giddens' ein Subjekt charakterisiert hat, das in den neuen Wirtschaftsformen handlungsfähig ist. Mein Vorbehalt ist eher, was es psychologisch bedeutet, sich selbst als dieses Subjekt zu produzieren, und daß es weder einfach erreichbar, noch notwendigerweise wünschenswert ist. Die Probleme einer sich globalisierenden Wirtschaft und die psychologischen Probleme, die dies mit sich bringt, sind tiefgreifend und werden heruntergespielt durch die eher banale Feststellung, daß wir autonome, flexible Menschen sein müssen, daß wir Fünfjährige an das eine Ende stellen können, und mit sechzehn erscheinen sie wieder als autonome Individuen.

JfP: Was bedeuten die angeschnittenen Fragen für eine multikulturelle Gesellschaft, wie sie sich in Australien gerade bildet?

WALKERDINE: Nun, ich denke, daß die besprochenen Probleme und Fragen für ein

Land wie Australien von tiefgreifender Bedeutung sind. Der Beginn eines Diskurses über Multikulturalismus antwortet auf Herausforderungen, denen sich Australien gegenübergestellt sieht. Eine dieser Herausforderungen bestand in dem allgemeinen Bedürfnis, sich vom Britischen zu entfernen oder genauer vom Englischen, um etwas Eigenes zu entwickeln. Dies steht im Zusammenhang mit der Etablierung der Europäischen Union, die damit einherging, daß die ökonomischen Beziehungen zwischen Australien und Großbritannien abnahmen. Das bedeutete, daß Australien nach den asiatischen Märkten schauen mußte. Die Diskurse über Multikulturalismus in Australien sind ökonomisch und psychologisch sehr komplex, weil sie vermischt sind mit diesen historischen Umständen und den daraus resultierenden Schwierigkeiten. Es gab in Australien politische Regelungen zur Migration, »White Australia Policy« genannt, die in der Vergangenheit den Zweck hatten, der Migration aus nicht-europäischen Ländern vorzubeugen. Die psychologischen Aspekte der ökonomischen Veränderungen tendieren dazu, durch einen Diskurs des Multikulturalismus oder der australischen Adaption einer Rhetorik des Multikulturalismus verdeckt zu werden, da sich diese in keiner Weise auf die tiefgreifenden Spannungen zwischen unterschiedlichen Menschen und unterschiedlichen Interessen in einem Land wie Australien bezieht. Ich denke, wir können diese Spannungen auch in Europa sehen. Ich betrachte als eines der Themen, die psychologisch angesprochen werden sollten, die verdeckten Spannungen, ethnische Spannungen, Fragen über Ethnie und Identität, die seit mehr als 100 Jahren überdeckt werden von der Gründung der Nationalstaaten und durch Kolonialismustypen, Migrationsmuster, Genozide und Diaspora. Es geht um Probleme, wie sie sich in Osteuropa zeigten, die über Generationen weitergetragen werden konnten und offenbar, wie wir im ehemaligen Jugoslawien gesehen haben, verdeckt

werden können. Es war, als hätten sie nicht existiert, und doch konnten sie so einfach entzündet werden. Nachbarn, die über mehrere Generationen hinweg zusammengelebt hatten und miteinander sichtlich gut auskamen, begannen, sich gegenseitig umzubringen.

Wir müssen unbedingt weltweit die psychologischen Aspekte ethnischer Differenzen bearbeiten, wo immer sie zu finden sind, in älteren Ländern oder in neuen Post-Diaspora-Ländern wie Australien. Die Herausforderungen müssen durch eine kulturelle Psychologie oder einer Mischung von Kulturanalyse und Psychologie angesprochen werden, die nicht typisch ist für das, was aus der Sozialpsychologie überwiegend geworden ist. Einige Sozialpsycholog(inn)en bemühen sich, diese Fragestellungen jetzt zu behandeln, aber wir brauchen neue Formen der theoretischen Arbeit, neue Diskurse, durch die ...

JfP: Welche psychologischen Diskurse?

WALKERDINE: Zum Beispiel, nun - wenn die bisherige Sozialpsychologie auf der Vorstellung von der Gruppe als ihrem zentralen Bezugspunkt gründete und diese Vorstellung bestimmte Interessen bezüglich Rationalität, Irrationalität und solchen Problemen, die wir besprochen haben, überdeckt, würde eine neue Form sozialpsychologischer Arbeit andere theoretische Ausgangspunkte brauchen. Sie müßte sich auf die historische Situation beziehen, in der wir uns gegenwärtig befinden. Wir bräuchten eine Forschung, die die Erkenntnisse des Poststrukturalismus, der postfundamentalistischen Psychoanalyse und der Kulturwissenschaften miteinander kombiniert. Eines der Probleme, das bei der Adaption poststrukturalistischer Erkenntnisse auftritt, ist die Aufrechterhaltung eines Soziologismus. So bleiben wir entfernt vom »psychologischen Aspekt der Subjektivität«. Ich setze dies in Anführungszeichen, weil ich nicht möchte, daß es essentialistisch klingt, aber ich glaube, was wir brauchen, sind Formen

der postfundamentalistischen, psychologischen Forschung, sind diese anderen Disziplinen, ohne daß es zu einer Entkernung des Psychologischen kommt. Weil ich annehme, daß man dazu neigen wird, das Psychologische auf das Soziologische oder das Kulturelle zu reduzieren, ist die Frage, wie wir eine Forschung betreiben können, die mit diesen Diskursen arbeitet, ohne das Psychologische auf eine essentialistische Weise zurückzuholen. Das ist die Herausforderung, der wir gegenüberstehen, und ich bin mir nicht sicher, ob ich mehr als andere darüber weiß, wie das zu machen ist, aber ich denke, es ist eine sehr aufregende Herausforderung, und wir müssen unbedingt dieser Arbeit nachkommen - es ist unglaublich wichtig.

JfP: Welche empirischen Methoden erscheinen dir für die Erforschung von Veränderungen und für die Identifikation individueller Ressourcen geeignet?

WALKERDINE: Nun, ich bevorzuge die Diskursanalyse, weil ich glaube, daß die Diskursanalyse wichtig ist, um die diskursive Konstitution der Modi von Subjektformationen zu verstehen. Die Diskursanalyse ist zu verbinden mit qualitativen Formen der psychologischen Erhebung, die in der Ethnographie angewandt werden z. B. mit bestimmten Formen des Interviews. Wünschenswert wäre ein Mix unterschiedlicher Techniken. Ich weiß, daß das manchmal schwierig ist. Du weißt, manchmal wollen die Leute, die diskursive Forschungen betreiben oder das, was dekonstruktivistische Arbeit genannt wird, diese Arbeit nicht mit dem Empirischen mischen, weil sie denken, daß durch die Hintertür ein psychologisches Subjekt zurückkehrt, das der Poststrukturalismus im Foucaultschen Sinn kritisiert hat. Aber zugleich müssen wir einen Weg finden zu verstehen, wie das Subjekt oder Subjektivität gelebt werden, und das können wir nicht nur diskursiv machen. Daher mag ich es, verschiedene qualitative Methoden zu verwenden, aber gleichzeitig denke ich, müssen wir diese Methoden an Kriterien

von Objektivität und Distanziertheit orientieren. So haben Kolleg(inn)en und ich z. B. in kürzlich durchgeführten Arbeiten versucht, in Interviews das Wissen um Übertragung und Abwehr in der Psychoanalyse zu nutzen, um unsere eigene Position innerhalb des Forschungsprozesses zu verstehen und zu erkennen, daß wir keinerlei zeitlose oder universelle Wahrheiten als unbeteiligte Beobachter(innen) über die Subjekte konstruieren können. Vielmehr sind wir verwickelt in die sozialwissenschaftlichen Erzählungen, die wir produzieren. Daher sollten wir unseren eigenen Anteil an diesen Erzählungen/Theorien ernst nehmen.

JfP: Welche politischen und ökonomischen Bedingungen sind Voraussetzung, angesichts der von dir in diesem Interview angesprochenen weltweiten Veränderungen auf gesellschaftlicher und individueller Ebene, eine Entwicklung in Richtung einer »guten Gesellschaft« zu forcieren?

WALKERDINE: Oh, ich denke, das ist eine sehr anspruchsvolle Frage, und ich denke, es ist eine Frage, die eine Herausforderung für alle Psycholog(inn)en darstellt, und ich schätze, generell für alle Sozialwissenschaftler(innen), die mit einer bestimmten Tradition der Kritischen Theorie groß geworden sind. Der überwiegende Teil kritischer psychologischer Arbeiten wurde in Verbindung zur Linken entwickelt und zu den unterschiedlichen Versionen der Linken und des Feminismus, insbesondere in Verbindung zu einer marxistisch inspirierten Politik, die die Linke inspirierte. Daraus resultierte natürlich eine besondere Herausforderung, die Frage, die du gestellt hast, politisch zu verstehen. Ich meine - welche Politik wollen wir, welche Politik ist angemessen? Ich wüßte keine einfache Antwort darauf. Was ich bemerke, sind einige Anzeichen, die nach etwas anderen und neuen politischen Beteiligungen und Interessen aussehen und von einer Vielzahl unterschiedlicher Orte ausgehen. Sie kommen z. B. aus den Bereichen Ernährung, Umweltverschmutzung, Verkehr, Stadtentwicklung.

Ich denke auch an die aufkommenden Diskussionen über soziales Kapital und an die Beziehung zwischen dem Lokalen und dem Nationalen sowie an Kämpfe gegen die Globalisierung oder gegen eine neue Rechte. Wir können solche unterschiedlichen Politikformen überall entstehen sehen.

Es ist wirklich eine Herausforderung, dieses politische Engagement zu verstehen, ohne ein übergreifendes Politikkonzept haben zu wollen, das so forcierend ist wie eine Partei oder »die Partei«. Für mich ist das schwierig, weil ich eine alte Linke bin, ich bin ein Kind der 60er. Wenn ich vorher über Verlust gesprochen habe, glaube ich, daß es noch eine weitere Reihe von Verlusten gibt, die nicht nur Männer betreffen. Es gibt einen Verlust für die Linke, es gibt einen Verlust für eine bestimmte Generation, der wirklich nur eine Generation betrifft. Jüngere Leute und jüngere Student(inn)en empfinden das nicht als Verlust - es ist ein Verlust für Leute eines bestimmten Alters und mit einem genauen Wissen darüber, an welchem Punkt wir dachten, wir wußten, was Politik ist. Wir dachten, wir machen sie, und manchmal erkennen wir, diese Politik ist nicht mehr da, und das macht uns traurig. Und dennoch denke ich, daß wir einen zu engen Blickwinkel haben, der verhindert zu sehen, was da ist und wie wir damit arbeiten können, und ich denke, dies ist genauso eine Herausforderung für mich wie für jede/jeden andere(n) in meinem Alter.

JfP: Hat der Bedeutungsverlust der politischen Linken Konsequenzen für die Wissenschaft?

WALKERDINE: Nun, ich denke, er hat interessante Konsequenzen für die Wissenschaft. Ich erinnere mich, daß es, als ich in den frühen 70er Jahren meinen Ph. D. in Psychologie machte und abschloß, Schwierigkeiten gab, psychologische Arbeiten in einer englischsprachigen Zeitschrift zu veröffentlichen, die nicht experimentell waren.

Jetzt haben »politics« einen Einfluß auf das, was Psychologie war oder sein könnte. Die ganzen kulturellen Gegenbewegungen der 60er und 70er Jahre sowie der Feminismus beeinflussen den wissenschaftlichen Apparat mit der Konsequenz, daß heutige Student(inn)en nicht mehr mit denselben Schwierigkeiten konfrontiert sind wie ich damals. Wenn ich den Student(inn)en sage, daß ich 1975 keinen theoretischen Artikel veröffentlichen konnte, sind sie überwältigt. Ich mußte mich nach anderen Orten umsehen, ich mußte mich der Sozialtheorie zuwenden. Ich mußte zu den Sozialwissenschaften wechseln, weil es dort Orte gab, an denen du solche Dinge veröffentlichen konntest. Das gilt heute nicht mehr so für die Psychologie. Es gibt zwar nicht viele Orte in der Psychologie, die vom mainstream abweichen, aber es gibt sie. Die Studierenden können heute den Eindruck gewinnen, sie können Arbeiten schreiben, die in den 70er Jahren nicht akzeptiert wurden. Ich denke, daß die Konsequenzen der gesellschaftlichen Umbrüche für die Wissenschaft widersprüchlich sind. Während es auf der einen Seite so aussieht, daß eine bestimmte Politik aufgehört hat zu existieren, hat auf der anderen Seite eine unglaubliche Öffnung stattgefunden, und das ist aufregend.

Prof. Dr. Valerie Walkerdine ist Gründungsprofessorin für Kritische Psychologie und Direktorin des Zentrums für Kritische Psychologie an der Universität von Western Sydney/Australien.

Ausgewählte Bücher: *Daddy's Girl: Young Girls and Popular Culture* (1997), *Counting Girls Out* (1998), zus. mit Lucey, H. und Melody, I.: *Growing Up Girl: Psychosocial explorations of Gender & Class* (i.E.)

Anmerkungen

1 Übersetzung von Annette Allendorf.

2 dt. Titel: »Ganz oder gar nicht«